

Unterhaltungsblatt
für die Leser der Presburger Zeitung.

2.

Dienstag, den 6. July 1813.

Joseph Richter.

Am 16. Juny d. J. starb nach vorhergegangener, stufenweiser Abnahme seiner Lebenskräfte Joseph Richter, geboren in Wien 1749, einer der fruchtbarsten Schriftsteller Oesterreichs. Mit dem Jahre 1774 begann seine litterarische Laufbahn, sein erstes Produkt waren die mit seinem Freunde Radisnigg herausgegebenen Gedichte zweyer Freunde, worüber die allg. d. Bibliothek in Berlin ein sehr günstiges Urtheil fällte, und sein letztes sind die noch vorhandenen 3 Briefe des 8ten Hestes der von Denis hochgepriesenen Eipeldauer-Briefe für 1813. Er widmete sich seit 39 Jahren bloß der Schriftstellerey, und ist als dramatischer Dichter, als Verfasser eines für die Jugend und die Kanzleyen nützlichen grammatischen und Mythologischen Wörterbuchs, als Satyrenschreiber meistens in der milden Manier Rabelaisers allgemein bekannt und beliebt. Alle seine Schriften sind ein lebhaftes Gemälde der seit 1774 bis 1813 in religiöser, politischer und moralischer Rücksicht vorgefallenen Austritte, sowohl ernsthaften als scherzhaften Inhalts. Joseph Richter war ein gebildeter, angenehmer Gesellschafter, ein inniger Freund, (der zwischen ihm, dem Nestor der österreichischen Litteratur, dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant von Aehrenhoff und dem Freyherrn Joseph von Reser,

seit mehr als 30 Jahren bestandene Freundschaftsbund, gereicht allen dreien zur Ehre,) wahrer Patriot, und rechtschaffener Staatsbürger. Er hinterläßt einen einzigen Sohn, Anton Richter, der sich vorzüglich der Portrait-Mahlerey in Miniatur gewidmet, und bereits durch viele in diesem Fache gegebene Beweise seiner Kunstfähigkeit rühmlich bekannt gemacht hat.

Die Bereitung des Indigo aus Waid scheint nicht so nützlich als lobenswerth — Manna-China. Kaffee und dgl. Surrogate schwächen die Gesundheit derer, die sie brauchen, und bereichern die, die solche bereiten dürfen.

Nach E. F. Salzers Methode 1) technischen Chemiker zu Durlach, kann höchstens ein Centner Waidblätter 6 bis 8 Loth Indigo liefern. 2) Es fragt sich nun; ob Herr Salzers Mühe hinlänglich gelohnt ist, wenn er hievon: Den erlittenen Zeitverlust, dann den Raum und dessen Zurichtung, worauf der Waid gesäet wird — Das Einsammeln der Blätter — Die Abnutzung der Geräthschaften — Das Kalkwasser zum Niederschlagen — Die verdünnte Schwefelsäure — Den Brennstoff u. a. m. in Abschlag bringt? 3) Und ob er so rein und ausgiebig, wie Indigo Carolino ist?

Man forsche nach, wie hoch als uns vor 15 Jahren 1 Pfund vom besten Indigo zu stehen kam, und

- 1) Schweigger neues Journal für Chemie 3. Th. 4. Nürnberg 1811.
Ist ebenfalls in der Zeitschrift Hesperus 1812. S. 252. abgedruckt.
- 2) Nach Herrn von Ross und Hofrath Fromsdorf aus Erfurt Angabe, soll ein Centner Waidblätter 20 Loth ordinären und 16 Loth gereinigten Indigo geben. Hesperus 1812. S. 356.
- 3) Bei dem ganzen Prozeß nach Salzer kann der abgeröstete Kalk wieder benutzt, und aus den ausgeaugten Waidblättern Asche gewonnen werden.

das wird uns, die Kunst Indigo aus Waid zu berei-
ten und auszuüben, schwerlich mit Vortheil lehren.

Die Freyheit der Meere, würde manche Zucker-
runkelrüben-Fabrik in eine Glashütte oder Tuchfa-
brik, manches Feld wo gegenwärtig Waid gesäet wird,
in ein Flachsfeld, manchen Fleck wo man Wborne an-
pflanzt, in einen Eichenwald (tüchtige Eichen zum Was-
serbau und Mühlgründeln gehen uns sehr ab,) u. s. w.
umschaffen; aber sie dürfte uns den Ruhm, Geist,
Fleiß und Eifer zu raffiniren nie freitig machen, denn,
hätten heute alle Kolonialwaaren zu seyn aufgehört,
so wüßten wir diese morgen zu ersetzen, oder zu ent-
behren?

Obwohl voriges als auch dieß Jahr die Wolle
stark im Preise herabgesunken ist, so zahlen wir die
blau gefärbten Tücher doch noch sehr theuer: Dies hat
aber nichts zu bedeuten, wer blaues Tuch haben will,
soll zahlen. Indessen haben wir Menschen mit der Ge-
wigkeit in Betreff der Meere keinen Kontrakt abgeschlos-
sen, sie sind heute gesperrt, und morgen können sie
schon offen seyn. —

Wir wünschen es alle, daß der in unsern Staa-
ten bereitete Indigo uns so dienlich als nützlich wird.
Ein solches Unternehmen kann nur der Staat unter-
stützen, er thut es ja zu seinem Besten, und das hat
er auch an Dr. Heinrich zu Wlas in Schmen bewiesen.

Glück begleite diesen kenntnißreichen Mann, und
lasse sein großes Unternehmen weder von dem Klima 4)

4) Nur dieses begünstigt oder vereitert unsre Wünsche. Wo es nicht passend
ist, dort wird man Ananas unterm freyen Himmel nie ernten, wenn
wir sie gleich ins Gold eintuchen, und auch damit begießen. Dasselbe läßt
sich weder lenken, noch erzwingen. Dem Künstler oder Gewerbsmann schä-
det es selten, desto öfter dem Landwirthe. Wagen kann man alles, pflanze

noch von andern unvorgesehenen Fälfen, die sich oft nach der Zeit erst zu entwickeln pflegen, stöhren.

Von ihm erwartet mancher Tuchfabrikant, mancher Schönfärber das Ultimatum — welche Methode den Indigo aus Waid zu bereiten, 5) für unser Vaterland die einfachste, sicherste und eripriestlichste sey, und allensfalls beygehalten werden dürste. —

Manna, China, Kaffee u. d. gl. Surrogate sind in der Einbildung eben das, was die bereiteten böhmischen Edelsteine aus Metallkalken, etwas Kali und Sand sind. Wir geben für jene viel Geld aus, schwächen und verkürzen damit unsere Gesundheit, und so wenig als sie fruchten, so sehr werden andere reich, die solche bereiten dürfen.

Jos. L u w o r a.

Der Mensch, Erfinder der Sprache.

Es gibt zwey Hypothesen den Ursprung der menschlichen Sprache zu erklären. Die Eine, welche annimmt,

oft ein gelehrter Landwirth zu sagen, aber wenn man wagt, so muß man das, was man wagt, bequem unterbreiten können. Für ein Land, wo sich das Klima zu oft mit unermesslichen Versuchen verfeindet, wären diese Worte eine gute Regel.

5) Unter den so vielen alt, und neuen uns bekannten Methoden!

„Nach Hesperus 1810. S. 199. soll Hr. Wahn in Dresden in der Waid, indigofabrikation eine sehr wichtige Entdeckung gemacht haben, welche von seiner frühern Verfahrungsart sehr abweicht, wo er in einer betriebligen Stundenzeit den Indig aus dem grünen Waidkraute in betriebliger Qualität mit Sicherheit zieht; auch ihn weder Temperatur, Klima noch Jahreszeit hindert und folglich unter jedem Himmelsstriche, wo nur Waid gedeihet, der Einfachheit zufolge mit Nutzen ausgeführt werden kann, und dadurch alle Wünsche erreicht worden sind.“

So wichtig als diese Worte sind, so nützlich scheint die gemachte Entdeckung zu seyn: vielleicht würde uns diese schätzbare Zeitschrift seiner Zeit ein Mehreres darüber liefern.

daß Gott dem erschaffenen Menschen zugleich die Sprache eingepflanzt, die andere, welche behauptet, daß der Mensch ohne artikulierte Sprache erschaffen worden, auch eine geraume Zeit sprachlos gelebet, und daß er selbst nur nach und nach die Sprache erfunden habe. Beide Meynungen haben ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden. Die letztere, daß nämlich der Mensch die Sprache erfunden, haben viele alte und neue Schriftsteller behauptet, z. B. Plato in mehrern Dialogis, Horatius, Serm. 1. I. Sat. 3 V. 99 seqq. Diodorus Siculus Biblioth. histor. 1. I. c. 2. Vitruvius Pollio de Architectura 1. II. c. 1. Erasmus Roterod. de vera pronunciatione Graecae et Latinae linguae. Die erstere Meinung von der anerschaffenen Sprache hingegen haben besonders nach der Reformation die meisten Gottesgelehrten gehegt und vertheidigt. Bey dieser Verschiedenheit der Meinungen haben sich endlich Männer gefunden, welche diese Sache genau untersucht, und überzeugend bewiesen haben, daß dem Menschen die Sprache nicht anerschaffen, sondern daß er selbst der Erfinder davon sey, worunter besonders der Schottländer *Monbodde* und der Deutsche *Herder* gehören, welche hierüber weitläufige Bücher geschrieben haben.

Es sey mir vergönnt, diesen Gegenstand nach meiner eigenen Ansicht, und ohne auf die Beweisart anderer Rücksicht zu nehmen, zu behandeln. Ich bin der festen Überzeugung, daß Gott dem Menschen die Sprache nicht anerschaffen, sondern daß der Mensch selbst sie erfunden habe. Hiervon führe ich folgende Beweise an:

I. Unsere Kinder beweisen dieses, die anfänglich

ohne artikulirte Sprache sich befinden, und gewiß viele Jahre, ja wahrscheinlich ihre ganze Lebenszeit ohne sie seyn würden, wenn sie nicht beständig sprechen hörten, wenn sich jeder ihrer Verwandten, und anderer, die mit ihnen umgehen, nicht die größte Mühe gebe, sie nach und nach daran zu gewöhnen, und ihre Sprachwerkzeuge in Thätigkeit zu setzen.

II. Noch mehr beweisen es Taubstumme, welche bloß deshalb stumm sind, weil ihnen das Gehör mangelt, und sie folglich andere Menschen nicht sprechen hören.

III. Ferner beweisen es weit stärker einzelne Menschen, die in ihrer zartesten Kindheit durch Zufall von der Gesellschaft anderer Menschen entfernt in Wäldern oder Wildnissen lebten, von Thieren gefängt und erzogen wurden, und die man hernach, als man sie einfing, so daß sie höchstens einige unartikulirte Töne derjenigen Thiere hervor brachten, in deren Gemeinschaft sie bisher gelebt hatten.

IV. Es ist bey den Theologen und Philosophen ein Grundsatz, daß man bey Erklärung des Ursprunges natürlicher Wirkungen auf die zunächst liegenden natürlichen Ursachen, Rücksicht nehmen, und nicht sogleich etwas der unmittelbaren Einwirkung Gottes, sondern nur alsdenn zuschreiben müsse, wenn die natürlichen Ursachen nicht ausreichen. Nun aber finden sich in dem Menschen alle Erfordernisse, welche zur Erfindung der Sprache nöthig sind, welches sogar diejenigen einräumen, welche die Meinung der anerschaffenen Sprache behaupten. Folglich hat der Mensch die Sprache nicht nur erfinden können, sondern auch wirklich erfunden.

V. Die Sprache besteht aus Wörtern, die Wörter aber sind hörbare Zeichen unserer Begriffe. Hätte nun Gott dem Menschen die Sprache anerschaffen, so müßte er ihnen auch die Begriffe anerschaffen haben. Gleichwohl lehrt uns die Erfahrung das Gegentheil an neugeborenen Kindern, die ohne Begriffe gefunden werden, an unkultivirten Völkern, die sehr wenig Begriffe haben, und an uns selber, deren Begriffe sich täglich vermehren.

VI. Hätte Gott dem Menschen die Sprache anerschaffen, so würden wir nur eine einzige Sprache, und zwar eine solche haben, die eines solchen Werkmeisters würdig wäre, das ist, die von Unvollkommenheiten entfernt, durch ihre Wörter das Wesen der bezeichneten Dinge, besonders übersinnlicher Gegenstände ausdrückte, von welchem allen sich gerade das Gegentheil findet. Denn theils gibt es so außerordentlich viel Sprachen, theils sind auch die vortrefflichsten unter ihnen höchst unvollkommen, am wenigsten aber sind sie geschickt das Wesen der Dinge zu bezeichnen, besonders mahlen sie uns übersinnliche Gegenstände ohne Ausnahme durch ein Bild vor, indem sie eine Benennung gebrauchen, die von einem sinnlichen Gegenstande hergenommen ist.

VII. Auch lehrt uns die Analogie dasselbe. Die Sprache mag nun eine Wissenschaft, Kunst oder Fertigkeit genannt werden, so sehen wir ja, daß andere Fertigkeiten, Künste und Wissenschaften uns nicht anerschaffen, sondern von Menschen erfunden sind.

VIII. Am meisten beweist es die Natur der Sprache selber, besonders derjenigen, die Muttersprachen genannt zu werden verdienen, als welche gar deutlich

darlegen, daß sie nur nach und nach entstanden sind, und daß man folglich auf einen Zeitpunkt zurück kommen muß, wo gar keine menschliche Sprache war. Diesen Satz zu beweisen würde ein ganzes Buch erfordert werden, ich will aber nur wenige Hauptumstände anführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mordbrenner Christoph Peter Horst,
und Friederike Louise Christine Delig.

Es ist seit langer Zeit mehrmals aus Berlin von eingezogenen gräulichen Brandstiftern gemeldet worden, die einige Zeit über durch Mordbrennereien die preussischen Staaten, und die Gränzgegenden verheereten, und unsägliches Elend angerichtet hatten. Die gerichtliche Untersuchung über diese verderblichen Missethäter hatte lange gewährt. Endlich ist nun, wie die neuesten Berliner Zeitungen melden, über die Häupter der eingezogenen Bande das Urtheil geschöpft und vollzogen worden. Diese waren Horst, und eine Weibsperson, Namens Delig. Ihre Lasterthaten sind ausgezeichnet genug, um einen kleinen Raum in der Geschichte der Zeit einzunehmen.

Johann Christoph Peter Horst, war am 22. März 1783 zu Jerichow an der Elbe geboren, und der Sohn eines Hirten. In einem Zeitraum von 6 Jahren, hat er mit Gehülffen in wenigstens 45 Städten, Markt-
flecken und Dörfern in den preussischen, österreichischen und sächsischen Staaten geständig Feuer angelegt, entweder mit eigener Hand, oder er half mit Wachehalten, Rath und Anleitung. Insonderheit wurde von ihm und seinen Genossen vom 28. Okt. 1809, bis zum 29. Sept. 1810. im Dorfe Neßow bey Stettin,

im Choriner-Krüge, in Stargard, Groß-Nischow, Freyenwalde, im Dorfe Stendal bey Schwedt, im Döllen-Krüge, in Neuensund, Hammelspring, Rasfenheide, Schönerlinde, Zehlendorf, Bensdorf, Groß-Kreuz, Steglitz und Schöneberg Feuer angelegt, überall um unter Begünstigung des Feuers Kehlen zu können. In Neuensund, wo er mit eigener Hand das Feuer anlegte, und in Schönerlinde, wo er nach vorhergegangener Verabredung Wache hielt, wie gewöhnlich während des Brandes stahl, und sich als Anführer auszeichnete, büßten durch das Feuer sechs Menschen ihr Leben ein. Den Schaden, welcher durch alle diese Brandstiftungen angerichtet worden ist, kann man füglich auf 300,000 Thlr. annehmen. Der Vortheil, welchen Horst für seine Person durch die Diebstähle erlangte, welche er während des Brandes verübte, wird die Summe von 200 Thln. nicht übersteigen. Friederike Louise Christiane Delig, ist am 12. Oktober 1791 in Berlin geboren, und die uneheliche Tochter eines Maurergesellen. Von Dieben und Diebeshehlern erzogen, erlangte sie schon als Kind Fertigkeit in Marktdiebstählen, trieb sich von ihrem zwölften Jahre an mit andern Dieben von Profession, in den preussischen und sächsischen Staaten umher, bestahl überall die Märkte, und führte bis zu ihrer Verhaftung fast ununterbrochen, ein herumschweifendes höchst lüderliches Leben. Mit einem ihrer Diebhaber gesellte sie sich im August 1810, zu dem ihr schon bekannten Horst und seinen Genossen, und nahm Theil an den Brandstiftungen von Neuensund aus bis Schöneberg. Früher hin will sie schon bey einigen andern Brandstiftungen gegenwärtig gewesen seyn. Das Dorf

Schönerlinde, wo durch das Feuer 4 Menschen ihr Leben einbüßten, steckte sie geständig mit eigener Hand in Brand. Das, was sie bey Gelegenheit des Feuers that, ist unbedeutend; sie begnügte sich größtentheils damit, mit dem Gesindel, zu welchem sie sich geellt hatte, zu zehren.

Die gegen den *H o r s t* und die *D e l i g* rechtskräftig erkannte Strafe: „daß sie zur Richtstätte zu schleifen, und allda mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen seyn,“ ist am 28. May zu Berlin an ihnen vollzogen worden.

Die Berliner Zeitung vom 29. May meldet davon noch folgende besondere Umstände:

Beide Verbrecher wurden aus ihrem bisherigen Gefängnisse, Morgens gegen 6 Uhr, unter Begleitung von Polizey-Herrn und Bürgermache zu Pferde und zu Fuß durch 2 große Leiterwagen abgeholt. Auf dem erstern derselben besand sich *H o r s t* stehend unter Bewachung von 3 Gerichtsdienern, davon 2 ihn unter jedem Arm festhielten. Die *D e l i g* folgte auf dem zweyten Wagen, auf einem Bund Stroh, mit dem Rücken gegen den ersten Wagen sitzend, ebenfalls unter Bewachung von 2 neben ihr sitzenden Gerichtsdienern. So ging der Zug langsam zum Stadt-Thore hinaus, auf den eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Acker. Hier war Tags vorher schon der Scheiderhaufen errichtet, und auf den an 2 daselbst eingerammten Pfählen, Sige für die Verbrecher angebracht; der Platz selbst war vom frühen Morgen an mit einer doppelten Reihe National-Wachen umgeben.

Bald nach 7 Uhr langten die Verbrecher an dem äußersten Kreise an; daselbst mußten sie vom Wagen

steigen, wo ihnen das Erkenntniß nochmals vorgelesen ward, und wurden dann auf einer Kuhhaut, die Rücken gegeneinander gefehrt sitzend, in den innern Kreis bis vor die auf den Scheiterhaufen führende hölzerne Treppe geschleift. Die Frechheit, mit welcher Horst sowohl als die Deliz, am Tage zuvor ihr Erkenntniß angehört, verließ sie auch am Morgen der Vollstreckung selbst nicht; sie blickten beyde feck unter die Tausende von Zuschauern, die vom Gesängnisse an bis zum Richtplatz hin sie begleiteten, ja angekommen auf demselben warf Horst feck seinen Huth in die Höhe, folgte der unmittelbar vor ihm auf den Scheiterhaufen geführten, und in diesem letzten entscheidenden Augenblicke nun doch zerknirschten Deliz, (einem 21jährigen, mit keiner übeln Gesichtsbildung ausgestatteten Mädchen) rüftig, umarmte sie auf dem Scheiterhaufen selbst noch einmal, und nahm dann seinen Platz zur Linken von ihr ein. Hier wurden sie nun mit dem Leibe, den Armen und dem Halse an den Pfählen ihres Sitzes fest gebunden, die Mügen über das Gesicht gezogen, und dann der Scheiterhaufen angezündet, der binnen wenigen Minuten, bey starkem Winde in helle Flammen aufloderte, so daß die Körper bald den Augen der Zuschauer entschwanden.

Franklin's Grabchrift.

Dr. Franklin's Grabchrift, welche er sich selbst, als er noch Buchdrucker zu Philadelphia war, in den ersten Jahren seines Lebens machte, und welche auf sein Verlangen auf seinen Grabstein gesetzt wurde:

Hier liegt der Leichnam
Benjamin Franklins, Buchdruckers,
(wie der Einband eines alten Buches,
wo das Werk heraus gerissen,
und Rücken und Schnitt verstreift sind.)

Eine Nahrung für Würmer;
Aber das Werk selbst wird nicht verloren gehen,
Denn es wird, (wie er glaubt) wieder erscheinen

In einer neuen
Und schönern Ausgabe,
Korrigirt und verbessert

von
Dem Autor.

Die zerstörten Spieler.

Vor einigen Abenden wurden zu Paris alle Spaziergänger im Palais royal durch einen starken Knall erschreckt, der aus einem Spielsaale, über dem Kaffeehause Corazza, erscholl. Alles lief schleunig hinzu; in dem Spielsaale, der ganz mit Dampf angefüllt war, herrschte die größte Verwirrung; mehrere Spieler saßen in dem Fenster und waren bereit herunter zu springen, im Fall Feuer im Saal seyn sollte. Nach und nach faßte man sich wieder, und konnte sich nach der Ursache des Knalls und des Dampfes erkundigen. Da fand es sich denn, daß Bösewichter unter dem Spieltische ein Feuerwerk angezündet, und die allgemein darauf erfolgte Verwirrung benutzt hatten, um die auf dem Tische liegenden Bankzettel zu stehlen. Von dem Golde und Silber haben sie jedoch nichts entwendet. Es lagen in dem Augenblicke ungefähr 100,000 Franken darauf. Die entwendeten Bankzettel betrausen sich auf 14,000 Franken.
